

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



ALEX PERRY

Reise in die Zukunft **IN**
AFRIKA

Aus dem Englischen
von Michael Bischoff

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER
2. Auflage September 2016

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»The Rift. A New Africa Breaks Free«
im Verlag Weidenfeld & Nicolson, London
© Alex Perry 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-000193-1

INHALT

Vorbemerkung 9

ERSTER TEIL Ein falsches Verständnis von Afrika 15

EINS Somalia 17

ZWEI Genesis 51

ZWEITER TEIL Der Grabenbruch 99

DREI Südsudan 101

VIER Uganda und die Zentralafrikanische
Republik 149

FÜNF Ruanda und Kongo 175

SECHS Simbabwe 223

SIEBEN Südafrika 257

ACHT Made in Africa 285

NEUN Guinea-Bissau und Mali 297

ZEHN Nigeria 325

ELF Kenia, Somalia und Uganda 367

DRITTER TEIL Das neue Afrika 427

ZWÖLF Äthiopien, Nigeria und Kenia 429

DREIZEHN China in Afrika 471

VIERZEHN Das neue Afrika 491

Zur weiteren Lektüre 529

Dank 533

Register 536

VORBEMERKUNG

Wenn ein Europäer ein Buch über Afrika und die Freiheit schreibt, stellt sich die Frage nach der Legitimation. Die Europäer schauen auf eine lange Geschichte der Ausbeutung von Afrikanern und eines falschen Verständnisses des Kontinents zurück. Ich habe mich bemüht, solch ein falsches Verständnis zu vermeiden, aber hinsichtlich der Ausbeutung muss ich mich zweifellos schuldig bekennen. Als vollkommen Fremder habe ich Hunderte von Afrikanern gebeten, mir ihre Geschichte anzuvertrauen, ohne Bezahlung oder sonstige Gegenleistung, und das oft in einer Detailliertheit, die schon ungehörig war und sie selbst in größte Gefahr brachte. Dies sind nicht meine Geschichten, ich habe sie nur geborgt, ja sogar gestohlen, und schulde ihren wahren Besitzern größten Dank.

In allererster Linie möchte ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das ist auch der Grund, weshalb man in diesem Buch nicht viele »alte Hasen« der Afrika-Zunft finden wird. Ausländische Wissenschaftler und Journalisten neigen dazu, Afrika für die Außenwelt zu definieren, und tun dies meist, indem sie auf andere Ausländer – Mitglieder von Hilfsorganisationen oder Wissenschaftler – verweisen oder sie zitieren. Genau dieses anmaßende und inzestuöse Vorgehen hat zu so vielen falschen Schlussfolgerungen geführt. Selbst bei Ausländern, die sich der Wahrheit verpflichtet fühlen, kommt es allzu oft vor, dass sie für Afrika sprechen, wenn sie sich für Afrika aussprechen, und dass sie die Interessen Afrikas bestimmen, wenn sie sie verteidigen. Dieses Buch enthält zwar einige Schlussfolgerungen, zu denen ich selbst gelangt bin, es handelt sich dabei aber um die Schlussfolgerungen eines Reporters, die darauf basieren, was Afrikaner mir gezeigt und gesagt haben. Ich wollte, dass Afrikaner dies alles auch Ihnen zeigen und

auch Ihnen ihre Geschichten erzählen, damit Sie selbst hören und sehen, was ich gehört und gesehen habe, und dazu war es erforderlich, ihnen den dazu nötigen Raum zu geben.

Aber damit gerate ich fast schon in den Bereich jener Verallgemeinerungen, die Afrikaner zusammenzucken lassen. Afrika ist der größte und vielfältigste Kontinent der Erde, und wer so tut, als wären Afrika oder die Afrikaner ein Monolith, begeht eine große Torheit. Schließlich untergliedern wir den nichtafrikanischen Teil des irdischen Superkontinents in drei Teile: Europa, den Nahen und Mittleren Osten sowie Asien. Meine eigene Linie habe ich quer durch die Sahara gezogen, die bis heute eine derart ausgeprägte Barriere für Kultur, Sprache, Politik und Wirtschaft darstellt, dass man Nordafrika – Marokko, Algerien, Libyen, Tunesien und Ägypten – besser als Teil Arabiens begreift und unter »Afrika« entsprechend die 49 Länder im Süden versteht. Auch südlich der Sahara ist die Vielfalt gewaltig. Ich versuche, das zu respektieren, indem ich jedes Land und manchmal sogar Landesteile gesondert behandle. Ich glaube jedoch auch, dass einige Themen den Ländern und Völkern dieser riesigen Landmasse gemeinsam sind. Viele besitzen eine gemeinsame Geschichte, zuletzt in Kolonialismus und Befreiung, aber auch schon davor in der Erfahrung, auf einem endlosen und leeren Kontinent zu leben. Dieser kollektive Kontext bedeutet, dass die Geschichten des einen auch auf viele andere zutreffen können, und erklärt, warum es meines Erachtens möglich ist, aussagekräftig über Afrikaner und Afrika zu sprechen.

Aber dies ist der entscheidende Punkt: Das gilt nicht für viele von uns. Angesichts der Größe dieses Raumes beschränken sich die meisten in Afrika, ob nun Einheimische oder Ausländer, auf ein oder zwei Ecken. Selbst in meinem Berufsstand versucht kaum jemand, den gesamten Kontinent abzudecken. Wegen der schwindenden Ressourcen der Zeitschrift, für die ich gearbeitet habe, war das fast ein Jahrzehnt lang mein Job. Das ist die beste Rechtfertigung dafür, dass ich dieses Buch geschrieben habe. Afrika nä-

hert sich dem Ende einer epischen Suche nach Freiheit, die einmal die Wahrnehmung des Kontinents revolutionieren und die Welt verändern wird. Ich bin kein Afrikaner, und obwohl ich den Kontinent nur wegen des schwindenden Glücks eines weit entfernten Auftraggebers in seiner ganzen Breite durchquert habe, bin ich wohl einer der wenigen, die in der Lage wären, die ganze Geschichte zu erzählen.



Im Herzen Afrikas liegen die Virunga-Vulkane, eine Vulkankette, auf der die letzten Berggorillas leben. Alle paar Jahre bricht einer der Vulkane aus, dann wälzen sich dicke Lavaströme die steilen Hänge hinab, schwemmen die nebeligen Bambusdickichte weg, in denen die Gorillas leben, zerstören Dörfer und begraben Farmen unter sich. Diese lokalen Katastrophen sind jedoch winzig im Vergleich zu den Umwälzungen kontinentalen Ausmaßes, die noch kommen werden. Die Virunga-Vulkane sind feurige Gucklöcher in eine tektonische Verwerfung – den Großen Afrikanischen Grabenbruch, der Afrika eines Tages von Eritrea bis hinunter nach Mosambik zerreißen wird. In 3000 Metern Höhe, vom Rande eines Kraters aus, lassen sich die Unterschiede in der Beschaffenheit der beiden zukünftigen Afrikas bereits heute erkennen. Im Westen breitet sich träge der kongoliese Dschungel aus, 1600 Kilometer weit bis hin zum Atlantik, das Dach aus Baumkronen flachgewalzt von niedrigen, schwerfälligen Regenwolken. Im Osten erstreckt sich frei über mehrere Horizonte hinweg, bevor sie in den Indischen Ozean hinabtaucht, die hochgelegene, felsige ostafrikanische Savanne, kühl, von Gras bedeckt und auf glückliche Weise frei von Moskitos.

Wenn ein Kontinent auseinanderbricht, geschieht das in zwei Phasen. Wo tektonische Platten auseinanderdriften, wird die Erdkruste aufgrund ihrer Dehnung zunächst so dünn, dass das schmelzflüssige Erdinnere hindurchbricht und zu riesigen Pusteln aus abgekühltem Gestein und Asche erstarrt. Wenn die Platten sich dann noch weiter voneinander entfernen, brechen die Kegel in sich zusammen und bilden eine Senke, die sich schließlich, wenn die letzte Sperre verschwindet, mit zornigem, zischendem Meerwasser füllt. Aus der Ferne kann man den Eindruck haben, dies sei ein friedlicher Vorgang. Der Afrikanische Grabenbruch verbreitert sich mit der Geschwindigkeit, in der unsere Fingernägel wachsen, und der Prozess, der vor 100 Millionen Jahren begann, wird noch weitere 10 Millionen Jahre in

Anspruch nehmen. Aus der Nähe betrachtet, kann die Trennung jedoch heftig sein. 2002 schickte der größte unter den Virunga-Vulkanen, der Nyiragongo, einen 300 Meter breiten Lavaström mitten hinein in die zweitgrößte Stadt des Kongo, Goma, zerschneidet die Stadt in zwei Teile und erstickte oder verbrannte 147 Menschen. Drei Jahre später musste mehrere hundert Kilometer weiter nordwestlich eine Gruppe äthiopischer Dorfbewohner hilflos mitansehen, wie sich unter ihren Füßen ein sechs Meter breiter und 58 Kilometer langer Spalt auftat, der Hütten, kleinere Hügel und eine Herde brüllender Kamele verschlang.*

Mit der Zeit lernte ich, das seismische Schicksal des Kontinents als Metapher für seine nähere menschliche Zukunft zu begreifen. Der Große Grabenbruch ist ein Kessel voller Gewalt und Tod. Aber er ist auch eine Quelle neuen Lebens. Aus der Zerstörung gingen Insekten, Tiere, der Mensch und nun ein vollkommen neues Land hervor. Und eines Tages in naher Zukunft wird dieses neue Afrika sich befreien.

* Gemeint ist hier und im Folgenden, wenn von Kongo die Rede ist, die Demokratische Republik Kongo, nicht die Republik Kongo.
(Anm. d. Übers.)

ERSTER TEIL

**EIN FALSCHES
VERSTÄNDNIS VON AFRIKA**

EINS

SOMALIA



Die Natur bringt Dürren hervor, aber nur der Mensch produziert Hungersnöte, und im Juli 2011 ließ eine kleine Gruppe von Frauen und Männern es zu, dass die seit 60 Jahren schlimmste Dürre in Südsomalia nahezu drei Millionen Menschen einer Hungersnot aussetzte.

Ihren Höhepunkt erreichte die Katastrophe in der Hauptstadt Mogadischu. Nach zwei Jahrzehnten Bürgerkrieg lag die Stadt bereits in Trümmern und beherbergte Zehntausende von Flüchtlingen. Als innerhalb weniger Wochen mehrere Millionen Menschen aus den ländlichen Regionen flohen, wurde Mogadischu von Hunderttausenden weiteren Flüchtlingen überschwemmt. Im Juli waren bereits mindestens eine halbe Million Menschen dort eingetroffen. Jeden Tag starben mehrere hundert der Neuankömmlinge an Hunger. Schon bald konkurrierten Lebende und Tote um den verbliebenen Platz. Auf alten Friedhöfen, auf denen nun wieder frische Gräber zu finden waren, zogen Familien ein. Mütter, die zu den Gräbern ihrer erst am Tag zuvor beerdigten Kinder zurückkehrten, mussten feststellen, dass dort über Nacht ein Flüchtlingslager entstanden war. Auf dem Höhepunkt der Not hungerten 2,8 Millionen Menschen, zwei Drittel der Bevölkerung Südsomalias. Neun Monate später war nahezu ein Zehntel von ihnen gestorben, meist Säuglinge, Kinder und Alte, die der Hunger als Erste dahinrafft.

Gemeinsam mit Dominic Nahr, einem 28 Jahre alten Schweizer Fotografen, mit dem ich oft zusammenarbeite, flog ich von Nairobi nach Mogadischu. Die Maschine folgte der Küste am nordöstlichen Rand des Kontinents, die Strände hatten im Morgenlicht die Farbe von Butter, das Meer war leer bis auf die Kiel-

wasserspur eines Piratenbootes hier oder dort. Nach der Landung nahe dem Meer erwartete uns Bashir am Fuß der Gangway und leitete uns in einer einzigen raschen Bewegung durch die Kontrolle der Einwanderungsbehörde und des Zolls, das Flughafengebäude und hinein in einen seiner Pick-ups. Schon wenige Minuten später näherten wir uns dem Banadir Hospital, einem der wenigen noch funktionsfähigen Krankenhäuser der Stadt. Am Haupteingang wurden wir von einem erschöpft wirkenden Krankenpfleger in einem schmutzigen weißen Kittel angehalten, der sich sehr bemühte, uns den Zutritt zu verwehren, schließlich aber aufgab. Wir folgten ihm durch eine Tür in einen riesigen Krankensaal. Der Raum, ursprünglich nur ein Flur, war erfüllt von dem warmen, nach feuchtem Heu riechenden Gestank der Ruhr. Fünfzig Betten standen dort sauber aufgereiht. Daneben Menschen. Zunächst waren wir, abgelenkt von den Fliegen, verwundert über das erstaunlich gesunde Aussehen der Leute, bis uns klar wurde, dass wir nah an die Betten herantreten mussten, um die Kranken zu sehen. Die meisten waren so abgemagert und zusammengeschrumpft, dass ein neben dem Bett stehender Verwandter oder auch nur eine Falte in den Bettlaken sie vollständig verdecken konnten.

Khalima Adan war 38 Jahre alt. Sie trug eine braune *Abaya* und darunter ein Seidenkleid – Weiß, Schwarz und Grau, mit fuchsfarbenen Flecken –, das ihr früher einmal gepasst haben mochte, nun aber wie ein Betttuch an ihr herabhing. Sie beugte sich über ihren siebenjährigen Sohn Umar und fächelte ihm mit einem Stück Karton Luft zu. »Wir kommen aus Kutubaray«, sagte sie (einer Stadt 240 Kilometer südwestlich von Mogadischu). »Da gab es nichts zu essen. Der Fußmarsch hat zehn Tage gedauert, vor zwölf Tagen sind wir angekommen. Ich habe sechs Kinder. Ich hatte neun, aber drei sind gestorben: ein zweijähriges und ein dreijähriges unterwegs und mein neunjähriger Junge an Masern nach unserer Ankunft.«

Ich fragte sie, ob ihr Mann sich um die übrigen fünf Kinder kümmere. Sie schüttelte den Kopf. »Sein Bauch ist unterwegs angeschwollen«, erwiderte sie. »Er konnte nicht mehr sprechen. Dann konnte er nicht mehr laufen. Wir mussten ihn zurücklassen.«

Später in den Lagern sollte ich Berichte über einen biblischen Exodus aus dem Süden hören, über Schlangen Zehntausender von Menschen, die massenhaft ihre Heimat verließen. Die meisten hatten nur ein paar Flaschen Wasser und Blätter zum Essen bei sich. Wer zu schwach war, um weiterzulaufen, blieb liegen, wo er zu Boden gesunken war, und wurde schon bald von Geiern und Hyänen gefressen. Ein fünfzigjähriger Mann, der zwei Wochen gelaufen war, berichtete mir von sieben Leuten, die sich gleich neben der Straße »einfach hinsetzten und starben«. Ein sechzigjähriger Bauer erzählte, er sei Hunderte von Kilometern gelaufen und habe dabei seine sterbenden Kinder abwechselnd auf den Schultern getragen. »Wenn ich merkte, dass sie tot waren, nahm ich sie herunter und begrub sie gleich dort am Weg.« Zwei Jungen und drei Mädchen hatte er so verloren.

Mogadischu brachte Khalima neue Sorgen. All ihre noch lebenden Verwandten durchstreiften die Stadt auf der Suche nach einem Begräbnisplatz für Umar, sagte sie, aber die Chancen standen sehr schlecht. Ein Arzt, der gerade hereinschaute, meinte, es gebe kein Stück freien Boden mehr. »Die Flüchtlinge haben sich sogar auf dem Krankenhausfriedhof niedergelassen«, sagte er. »Wir mussten alle Tore schließen, um sie daran zu hindern, das Krankenhaus zu besetzen. Jetzt klettern sie über die Mauern.«

Die neuen Beschränkungen hatten zur Folge, dass Khalima ihre fünf Kinder vor dem Tor zurücklassen musste. Einen Augenblick lang standen wir schweigend da, in der Hitze schwitzend und wankend. Der Arzt befürchtete, von den Hungernden und Obdachlosen überrannt zu werden. Khalima hatte Angst, ihre Kinder in der fremden Stadt allein zu lassen, in der Krieg und Hunger

herrschten. Ich fragte mich, welche Zukunft Mogadischu wohl hatte. Wie konnte eine über Gebeinen errichtete Stadt jemals von ihrer Vergangenheit genesen? Unbeholfen fragte ich Khalima, wie sie sich fühle. Sie antwortete nicht, und da ich glaubte, sie hätte mich nicht gehört, begann ich meine Frage zu wiederholen. Aber sie unterbrach mich.

»Ich fühle keine Trauer«, sagte sie. Einen Augenblick lang war sie ganz ruhig. »So viele Menschen sterben. Ich weiß nicht, wo wir alle leben sollen. Ich versuche gerade, eine Grabstelle zu finden.«

Umar starb, während Khalima noch sprach. Er hatte sich eine Zeitlang nicht mehr bewegt, und als Khalima mit unseren Fragen kämpfte, sah eine Krankenschwester nach dem Jungen und wandte sich dann an einen Pfleger. Khalima verstummte. Der Pfleger griff nach einem gelb- und orangefarben gestreiften Betttuch am Fußende des Betts und zog es über Umars Leichnam. Ich blickte Khalima an, und es stimmte: Sie zeigte keine Trauer.

Der Pfleger nahm Umars Körper auf. Khalima, Dominic und ich folgten den beiden die Treppe hinunter und hinaus auf das Krankenhausgelände. In einer Ecke befand sich ein kleiner, weiß getünchter Bau, die Mauern übersät von Granatsplittereinschlägen, die Fenster vom Gewehrfeuer zu leeren Höhlen gemeißelt. Darinnen eine große Marmorplatte und zwei Plastikeimer mit Wasser. Der Pfleger legte Umar vorsichtig auf die Steinplatte; dann begann er, ihn gemeinsam mit einem anderen Mann zu waschen. Systematisch hoben sie das Laken an einer Stelle, befeuchteten den Körper, rieben ihn ab und bedeckten ihn wieder. Die Wäsche war gründlich. Wenn das Laken irgendwo knitterte, zogen sie es mit einer sanften Bewegung wieder glatt. Mit der Zeit wurde das dünne Tuch nass und transparent, so dass die Umrisse des Jungen darunter sichtbar wurden: zwei knochendürre Füße am Ende zweier Vogelbeinchen, eine Taille so dick wie mein Unterarm, ein Torso von der Größe meiner Handfläche, Arme, so dünn wie zwei mei-

ner Finger, und all das unterhalb eines kugelrunden Kopfs, ähnlich den Beinen eines Schemels. Wie war es möglich, dass es *dafür* in dieser Stadt keinen Platz gab?

Ich floh nach draußen, um etwas Luft zu schnappen. In der Ferne hörte ich Gewehrfeuer. Bashirs Männer hatten einen Kreis um die kleine Totenhalle gebildet. Von jenseits der Krankenhausmauer hörte ich Kinder Verse aus dem Koran rezitieren – eine Flüchtlingschule, nahm ich an.

Ich hörte noch ein anderes Geräusch, ein monotones Brummen von oben. Ich schaute hinauf und legte die Hand über meine Augen, um sie vor dem grellen Licht zu schützen. Einer von Bashirs Leuten sah mich und kam zu mir herüber. Er schulterte sein Gewehr, legte den Arm um meine Schulter und zeigte in einer Wolkenslücke am Himmel auf einen winzigen schwarzen Punkt, der sich langsam bewegte.

»Kampfdrohne«, sagte er.